

CARE

FORSCHUNG
UND PRAXIS

MAIK STÖCKINGER

CARE *ANDERS* DENKEN

VORSTELLUNGEN JUNGER ERWACHSENER
ZUR GESTALTUNG VON FÜRSORGE

[transcript]

Aus:

Maik Stöckinger

Care anders denken

Vorstellungen junger Erwachsener zur Gestaltung von Fürsorge

April 2020, 284 S., kart., 24 Farbabb., 3 SW-Abb.

60,00 € (DE), 978-3-8376-5141-6

E-Book:

PDF: 59,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5141-0

Warum kümmern sich Menschen um andere Menschen?

Maik Stöckinger nimmt die Beziehungen zwischen Gebenden und Erhaltenden von (Für-)Sorge in den Blick und geht der Frage gelingender Care-Arrangements nach. Dabei werden auf innovative Weise Reziprozitätstheorien und Theorien der Gabe in die Care-Debatte eingeführt. Der empirische Zugriff auf die Sorge-Problematik ermöglicht es, »Care/Fürsorge« anders zu denken und kann zudem für die Frage nach der Persistenz und dem Wandel ihrer vergeschlechtlichten Konnotation fruchtbar gemacht werden. Die Studie liefert so wertvolle Beobachtungen für die Suche nach den Bedingungen gelingender Sorge.

Maik Stöckinger (Dr. rer. soc.), geb. 1981, lebt in München und arbeitet bei einem Bildungsträger. Die Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der Beziehungen und Interaktionen sowie der Geschlechterfragen.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5141-6

Inhalt

Dank	9
1 Einleitung	11
2 Care und Gender – Stand der Forschung	15
2.1 Care – Was ist gemeint?	15
2.2 Care, Gender, Gesellschaft	22
2.3 Die Care-Krise heute.....	27
2.4 Care: Gabe, Reziprozität, Beziehung	30
2.5 Care und Jugend.....	34
3 Datenerhebung und Datenauswertung	41
3.1 Rekrutierung der Gruppen.....	42
3.2 Durchführung der Gruppendiskussionen	45
3.3 Datenauswertung.....	51
3.4 Umgang mit Geschlecht.....	54
4 Vorstellungen junger Erwachsener von Fürsorge	57
4.1 Vorstellung der einzelnen Gruppen	57
4.2 »Bei mir ist so als erstes in den Kopf geschossen« – Nächstliegende Gedanken.....	70
4.3 »Was kann alles Fürsorge sein?« – Entwirren eines komplexen Themas.....	84
4.3.1 »Aber irgendwie kann man aus allem was rein interpretieren, oder?« – Zur situativen und individuellen Abhängigkeit von Fürsorgedefinitionen	84
4.3.2 Angewiesenheit, Vertrauen, Verantwortung	88
4.3.3 Freiwilligkeit und der Blick auf andere	107
4.4 Zwischenfazit: Care als Beziehung und die De-Thematisierung von Geschlecht.....	121
Exkurs: Bildinterpretation »Putzeimer«	126

5	Vorstellungen junger Erwachsener von Kontexten der Fürsorge	131
5.1	»Ja ich find ja das mit dem Sozialstaat eigentlich schon gut, aber« – Für und Wider staatlicher Fürsorge.....	131
5.2	»Soziale Berufe« – Fürsorge als Beruf.....	140
5.3	»Auch wenn das ein total fremder ist« – Fürsorge für Nahestehende und Unbekannte	148
5.3.1	Fürsorge in Familie und Gemeinschaft – Familie als Ort von Vergeschlechtlichungen	149
5.3.2	Ehrenamt und Spenden.....	158
5.4	Zwischenfazit: (De-)Thematisierungen von Geschlecht in den Fürsorgekontexten	164
6	Vorstellungen junger Erwachsener von Fürsorgebeziehungen	167
6.1	»Das ist halt so ein Geben und Nehmen« – Erwartungen in der Fürsorge	168
6.1.1	»Geben und Nehmen« oder »einfach sozial sein«? – Argumentationen und Widersprüche in den Aussagen junger Erwachsener	168
6.1.2	»Dann kann ich irgendwann mal von dem vielleicht dann profitieren« – Nutzen und Nutzenkalküle in der Fürsorge.....	175
6.2	»Wir haben ja so Normen« – Norm der Reziprozität in der Fürsorge	185
6.2.1	»Normen und Werte sind der Ursprung der Fürsorge« – Reziprozitätsnorm und Komplementarität.....	186
6.2.2	»Aus purer Leidenschaft, und Werte und Normen« – Reziprozitätsnorm und Wohltätigkeitsnorm	188
6.2.3	Fazit zur Norm der Reziprozität in der Fürsorge	192
6.3	»Die beste Fürsorge hast eigentlich in der Familie« – Reziprozität und (Verwandtschafts-)Beziehungen	194
6.3.1	Generalisierte, balancierte und negative Reziprozität	195
6.3.2	Sektorale Betrachtung von Reziprozität.....	199
6.3.3	Weitere Faktoren	202
6.3.4	Fazit zu Reziprozität und emotionaler Bindung	205
6.4	»Dann gibst mir halt irgendwann mal was« – Die Ökonomie des symbolischen Tauschs.....	207
6.4.1	Symbolischer und ökonomischer Tausch	207
6.4.2	Symbolischer Tausch in der Familie.....	210
6.4.3	Religiöse Gaben.....	212
6.4.4	Fazit zur Fürsorge als symbolischer Tausch	214
6.5	»Kommt drauf an, glaub ich, auf die Situation« – Dimensionen von Reziprozität in der Fürsorge	216
6.5.1	Die Sachdimension	217
6.5.2	Die Sozialdimension	219

6.5.3	Die Zeitdimension	222
6.5.4	Fazit zur dimensionalen Betrachtung von Fürsorge.....	224
6.6	Zwischenfazit: Die ›Waage der Reziprozität‹ in der Fürsorge	225
7	Caredeutungen junger bayerischer Erwachsener	231
8	Anhang	249
8.1	Die Stimulusbilder und ihre Quellen	249
8.2	Tabellarische Übersicht zu den erhobenen Gruppen	250
8.3	Das Sozialdatenblatt zur Abfrage einzelner Personendaten.....	261
9	Literaturverzeichnis	263

1 Einleitung

»Jeden Tag hör' ich Geschichten, die das Leben erzählt,
Ein reicher Mann ist arm, wenn er keine Menschlichkeit besitzt,
Dieses Leben ist ein Geben und Nehmen,
Es ist egal, was Du besitzt, denn am Ende bleibt Dir Nichts.«
Bushido, »Geschichten die das Leben erzählt«, 2012

»Eine Hand wäscht die andere« und »Geben und Nehmen« sind Redewendungen, die wir aus dem Alltag kennen. Für Bushido geht es im Leben darum, Dinge zu teilen und nicht nur in den eigenen Besitz übergehen zu lassen. Das Anhäufen von Reichtum macht wenig Sinn, weil man am Lebensende damit nichts mehr anfangen kann. Wichtiger ist ihm, so ist dem Refrain zu entnehmen, Menschlichkeit zu besitzen. Diese Menschlichkeit drückt sich darin aus, anderen auch etwas zu geben und nicht nur zu nehmen.

Eine ähnliche Bedeutung kommt der Redewendung »Eine Hand wäscht die andere« zu, die von einem Teilnehmer der vorliegenden empirischen Studie mehrfach genannt wurde. Hierbei geht es darum, sich gegenseitig nicht unbedingt die Hände zu waschen, sich aber zu helfen oder sich einen Dienst zu erweisen. So helfen sich Nachbar*innen mit kleineren Packungen Lebensmitteln aus oder befreundete Menschen schulden sich Gefälligkeiten. Man greift sich unter die Arme, ist für einander da. All dies und noch viel mehr sind die Inhalte dessen, was junge Erwachsene aus Bayern unter Fürsorge fassen.

Das vorliegende Buch entstand als Dissertation¹ an der Ludwig-Maximilians-Universität München im Rahmen eines Forschungsprojektes mit dem Titel *»Heute nicht mehr, und wenn auf'm Land« – Vorstellungen junger Erwachsener (in Bayern) zur Gestaltung von Fürsorge*. In 13 Gruppendiskussionen wurden 16- bis 30-Jährige gefragt,

1 Die Dissertation mit dem Titel *»Also das ist ja auch immer so Geben und Nehmen«*. *Fürsorgevorstellungen junger Erwachsener in Bayern* wurde 2019 eingereicht und betreut und bewertet von Paula-Irene Villa Braslavsky und Karl Lenz.

was sie unter Fürsorge verstehen. Eine viel verwendete Redewendung ist, dass es sich um ein »Geben und Nehmen« handelt, Fürsorge also nicht bedeutet, nur für andere da zu sein. Fürsorge/Care ist auch nicht ausschließlich an eine Berufsausbildung oder an elterliche und partnerschaftliche Liebe oder an caritative Gaben gebunden. Fürsorge ist weit umfassender, wie der folgende Text zeigen wird.

»Geben und Nehmen« deutet außerdem an, dass es hier ganz grundsätzlich um ein soziales Miteinander geht. Mit Hilfe der Gruppendiskussionen hat sich eine Möglichkeit aufgetan, Care/Fürsorge anders zu denken, neu zu denken. Das Forschungsprojekt, innerhalb dessen diese Schrift entstand, hat natürlich speziellere Thesen angelegt, die der Frage nachgehen, wie es sein kann, dass Care auch im 21. Jahrhundert noch vorwiegend von Frauen in zumeist prekären Verhältnissen geleistet wird, obwohl so viele Menschen ihr Verhalten und ihr Denken für »modern« (vgl. u.a. Koppetsch und Burkart 1999) halten. Die Frage aber, die den teilnehmenden jungen bayerischen Erwachsenen gestellt wurde, wurde im ersten Schritt bewusst offen formuliert, um eine möglichst freie Entfaltung der Vorstellungen zu ermöglichen.

Die Arbeit beginnt in Kapitel 2 mit der theoretischen Einführung sowohl in den Forschungsstand sozialwissenschaftlicher Careforschung, als auch in die damit verschränkte Geschlechterforschung. Beides wird in einem Unterkapitel zur sogenannten Care-Krise weitergeführt. Da der Prozess zur Entstehung dieser Arbeit stark von Reziprozitätstheorien tangiert wurde, erfolgt sodann eine knappe Darlegung dieses Stranges sozialwissenschaftlicher und anthropologischer Forschung, bevor zum Abschluss dieses Kapitels ein Blick auf jugendsoziologische Aspekte geworfen wird. Kapitel 3 befasst sich mit den für diese Arbeit relevanten Grundlagen der Datenerhebung und -auswertung.

Die Kapitel 4, 5 und 6 sind allesamt empirisch begleitet, wobei diese Begleitung von Kapitel zu Kapitel abnimmt, während eine theoretische Begleitung dabei zunimmt. Dies äußert sich darin, dass Kapitel 4 zuerst einmal das Material sortiert und die grundlegenden Gedanken der Befragten zur Fürsorge beschreibt. Kapitel 5 nimmt eine leichte Verengung durch eine materialbasierte Kontextualisierung von Care vor.

Kapitel 6 liefert dann die empirisch schon in den beiden vorigen Kapiteln vorbereitete Beschäftigung mit einer Auswahl reziprozitätstheoretischer Perspektiven und beginnt mit der Darlegung des »Geben-und-Nehmen-Prinzips«. Klassische und neuere Reziprozitätstheorien behandeln, scheinbar ohne es zu merken, überwiegend Themen, die die jungen Erwachsenen aus Bayern unter Fürsorge verhandeln. Dies macht die Relevanz dieser Theorien für den Care-Diskurs ebenfalls deutlich. Dieses sechste Kapitel stützt sich auf vier von mir als zentral erachtete Theoretiker, wobei die Unterkapitel weiter mit dem empirischen Material verflochten werden. So ergibt sich schon nebenher die Verknüpfung von Fürsorge und Reziprozität. Kapitel 7 bildet dann inhaltlich den Abschluss dieser Arbeit, wo auch

über Grenzen des Vorgehens und Möglichkeiten theoretischer Anschlüsse an das bis dahin entfaltete Reziprozitätskonzept in der Fürsorge nachgedacht wird.

2 Care und Gender – Stand der Forschung

Diese Arbeit beschäftigt sich mit den Vorstellungen junger bayerischer Erwachsener von Fürsorge, weshalb mit einer Darlegung des sozialwissenschaftlichen Care-Diskurses begonnen wird. Der erste Abschnitt klärt, was unter dem Begriff *Care* überhaupt verstanden werden kann und welches Verständnis Grundlage der vorliegenden Arbeit ist. Im zweiten Teil wird auf die gesellschaftliche Bedeutung von *Care* sowie die Verknüpfung mit Geschlechtlichkeit eingegangen. Anschließend wird die sogenannte aktuelle *Care-Krise* beschrieben. Als Ergebnis der Analyse des Datenmaterials und weiterer Recherche wurden mir Verbindungen zu Theorien über Gabe und Reziprozität deutlich, die in Kapitel 2.4 vorgestellt werden. Im letzten Abschnitt dieses zweiten Kapitels wird ein Blick auf die jugendsoziologische Literatur geworfen.

2.1 Care – Was ist gemeint?

Meine Ausgangsfrage bei Start des Forschungsprojektes war: Was ist *Care* eigentlich? Eine Möglichkeit ist, *Care* als »Dachbegriff« (Aulenbacher und Dammayr 2014c, S. 126) zu sehen, als eine Ansammlung verschiedenster Themen und Unterbegriffe. Behandelt werden dabei vor allem Themen rund um die Pflege alter und kranker Menschen, Kindererziehung, Hausarbeitsteilung, Wohlfahrtsstaat, Ethik und Praxis von Fürsorge.

In der Regel ist der *Care*-Diskurs eingebettet in Geschlechterfragen, was vor allem darin begründet ist, dass er durch »ein genuin feministisches Anliegen der Frauen- und Geschlechterforschung« gekennzeichnet ist (Gerhard 2014, S. 67). Ein Anliegen von Frauenforschung war und ist es, Hausarbeit sichtbar zu machen, denn dies ist die Arbeit, die vor allem von Frauen geleistet wurde und wird. Gisela Bock und Barbara Duden beschreiben die Hausarbeit als »relativ neuen Ursprungs«, den sie im 17. Jahrhundert sehen und mit den Anfängen des Kapitalismus in Verbindung bringen (Bock und Duden 1977, S. 122). Insofern ist eine Kritik an der Vergeschlechtlichung der Arbeitsteilung zumeist auch eine Kritik an kapitalistischen und/oder neoliberalen Gegebenheiten sowie an geschlechtsbezogenen

Herrschaftslogiken (Aulenbacher 2014; Fraser 2016; Jaggar und McBride 1989; Jürgens 2008; Klinger 2014; Ungerson 1987; Winker 2015; vgl. auch Kapitel 2.2). Care wird außerdem thematisiert in Überlegungen zu unterschiedlichen Ausformungen des Wohlfahrtsstaates (Daly und Lewis 2000; vgl. Esping-Andersen 1990; Hochschild 1995; König 2007; Leitner et al. 2004; Madörin 2011; Österle 2014; Sainsbury 1994; Saraceno 2008), wo oftmals mit Modellen gearbeitet wird, die Regelungen und Gestaltungen staatlicher und familialer Fürsorge in verschiedenen Ländern der Welt darstellen (dazu mehr in Kapitel 2.3). Diese Überlegungen sind also vor allem auf einer Makroebene angesiedelt¹, die gesamtgesellschaftliche oder sogar globale Zusammenhänge betrachtet.

Ilona Ostner sieht Forschungsbedarf eher bei den Mikroanalysen zu Care (Ostner 2011, S. 470). Auf der Mikroebene wird häufig über die Beziehungsebene der Beteiligten nachgedacht. Hier kehrt auch die Zweiteilung wieder, die häufig auf der Ebene der Erforschung von Wohlfahrtsstaaten vorgenommen wird, nämlich die Unterscheidung zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit. Dieser Dualismus erscheint notwendig, um auf die speziellen Gegebenheiten von Carearbeit und deren sich verändernde Ausgestaltung im gegenwärtigen, marktformig organisierten Care-Regime sowie den sich ändernden Familienformen hinweisen zu können (Brückner 2011b; Kohlen und Kumbruck 2008; Schmidt 2017; Senghaas-Knobloch 2008; Waerness 2000). Betont wird hierbei die zwischenmenschliche Abhängigkeit in Carebeziehungen, die nicht endgültig rationalisiert werden kann, sofern eine ausreichende, gute Fürsorge gewährleistet werden soll. Care und insbesondere das beziehungsorientierte Mehr stehen damit immer irgendwie in einem Spannungsverhältnis zu ökonomischem Denken, ordnen sich letztlich diesem aber unter, woraufhin es zu einer Care- oder auch Reproduktions-Krise gekommen ist (Jurczyk 2010; Jürgens 2010; Thiessen 2015). Diese Krise ist aber eigentlich nicht neu, da Sorgearbeit immer schon verrichtet wurde, überwiegend prekär von überwiegend Frauen. Sie war nur verborgen und »rückt ins Rampenlicht« (Klinger 2014, S. 102).

Weitere Forschungen mit unterschiedlichen Verbreitungen wenden sich inhaltlich unter anderem *global care chains* (Apitzsch und Schmidbauer 2010; Lutz 2007; Lutz und Palenga-Möllnbeck 2014; Nöbauer 2017), Vaterschaft (Fthenakis 1999; Hofmeister et al. 2009; Villa und Thiessen 2009), Anerkennungsfragen (Wimbauer 2005, 2014) und Care-Ethik zu (Biller-Andorno 2001; Conradi 2001; Krieger 2016; Noddings 1984, 2010; Rosenberger 2014; Schuchter 2016; Toppe 2010) zu.

Sowohl die methodischen als auch die inhaltlichen Schwerpunkte sind vielfältig und liefern ein differenziertes Bild zu Care – wobei ich die Diskussion um eine Übersetzung des Wortes *Care* ins Deutsche hier außen vorlasse. Ich habe mich auf

1 Auch Daly und Lewis betrachten Care vor allem aus dieser Perspektive, auch wenn sie sie mit der Mikroebene verbinden wollen.

Fürsorge festgelegt, da es den facettenreichen Begriff des Sorgens beinhaltet und mit dem Beiwort *für* auch eine zwischenmenschliche Dimension aufruft. Die ganze Bandbreite der Careforschung wird deutlich im 2017 neu gegründeten *International Journal of Care and Caring*, in dem Yeandle et al. einleitend all das aufführen, was im Fokus des neuen Journals steht:

»The new journal's remit and focus includes all aspects of care given or provided to persons with disability, poor health or long-term or terminal care needs. It includes the paid and unpaid work of care, and the systems, relationships, policies, practices and legal frameworks that shape care and caring at local, national and international levels. Conceptually, care and caring can be situated along a set of intersecting axes that contribute to the particular challenges of analysing and interpreting empirical data in this field. Care is both a public and a private concern; it affects family members and paid workers; it concerns labour and love; it involves intimate practices, technical skills and challenging tasks that must respect a care recipient's dignity and comply with externally determined quality standards; and it is delivered ›in the moment‹ but may be the product of a lifetime of interactions.« (Yeandle et al. 2017, S. 8f.)

Die Verständnisse von Care, die in der bisher genannten Literatur Verwendung finden, sind für eine Fragestellung, die auf die offene Ermittlung von Deutungsmustern zu Fürsorge abzielt, zu spezifisch. Daher war ich auf der Suche nach umfassenderen Definitionen.

Solche Definitionsversuche schwingen nicht selten auch in der Beschäftigung mit dem Ethos fürsorglicher Praxis wie unter anderem bei Eva Senghaas-Knobloch oder auch Kari Waerness mit, weil sie die Beziehungsebene hervorheben, also auf das Zusammenleben der Menschen eingehen. Für die Datenerhebung wurden die Ansätze von Tronto (1993, 2000, 2017) und Klinger (2014; Gerhard und Klinger 2013) herangezogen. Joan Tronto ist Politikwissenschaftlerin und denkt demokratietheoretisch über Care nach. Basis ihrer Überlegungen ist die Feststellung, dass in Demokratien Menschen von Teilhabe ausgeschlossen sind oder marginalisiert werden und Menschen in »Macht(-positionen)« Barrieren für die andere schaffen (Tronto 2000, S. 26f.). Tronto geht es also vorrangig um die Integration aller Menschen in demokratische Prozesse und es geht um soziale Ungleichheit (vgl. Tronto 2014). Sie entwirft eine Vision zur Überwindung dieser Ungleichheit, bei der es vor allem darauf ankommen wird, wie die ›Mächtigen‹ auf Teile ihrer Macht verzichten. Einen Machtverlust werden diese kaum freiwillig hinnehmen und es mit Zwang zu versuchen schwebt Tronto nicht vor. Ihre Lösung ist ein Aufruf zu fürsorglicher Praxis, die das Sorgen um sich und die eigene Umwelt zum Ziel hat. Zusammen mit Berenice Fisher liefert sie eine umfassende Definition von Care.

»On the most general level, we suggest that caring be viewed as a species activity that includes everything that we do to maintain, continue, and repair our ›world‹ so that we can live in it as well as possible. That world includes our bodies, our selves, and our environment, all of which we seek to interweave in a complex, live-sustaining web.« (Fisher und Tronto 1990, S. 40; Tronto 1993, S. 103; Herv. i. O.)

Care ist somit eine kollektive Aktivität des Sorgens um unsere Welt, die sich an bedürftige Menschen richten kann und auch an Gegenstände, Tiere und Natur. Fürsorgliche Praxis beginnt mit dem Denken an die eigene Eingebundenheit in unsere (Um-)Welt, die auch der Staat ist. Tronto plädiert dafür, dass wir andere Menschen im Lande nicht einfach nur als Menschen sehen, mit denen wir sonst nichts weiter zu tun haben, weil wir uns nur auf unseren Nahkreis fokussieren. Care bedeutet für sie, dass auch entfernte Lebewesen und Dinge in unser Leben über ein komplexes Netz eingeflochten sind und unsere Aufmerksamkeit benötigen (Tronto 2000, S. 28ff.).

Fisher und Tronto (1990) arbeiten vier Phasen von Care heraus, die zwischen zwei Seiten stattfinden: 1. *caring about* (die Wahrnehmung von Care-Bedürfnissen), 2. *caring for* (die Übernahme von Verantwortung für die identifizierten Bedürfnisse), 3. *caregiving* (die Handlung der Gabe von Fürsorge/Care), 4. *care receiving* (die Rückmeldung auf die Handlung in Phase 3). Gerade Phase vier beinhaltet die Frage, ob die Fürsorgehandlung zum erwünschten Ergebnis geführt hat oder nicht, ob also die in Phase 1 festgestellte Bedürftigkeit gelindert wurde. Mit der Beantwortung dieser Frage lässt sich Care in gute und schlechte Fürsorgepraxis unterscheiden (vgl. Tronto 2017, S. 31). Für Tronto ist diese Unterscheidung wichtig, »da andernfalls versucht werden könnte, unrechtes Handeln mit Fürsorglichkeit zu entschuldigen« (Tronto 2000, S. 28).

Diese vier Phasen machen jedoch noch keine Demokratie fürsorglicher Praxis aus, weshalb Tronto 2013 eine fünfte Phase hinzufügte: *caring with* (vgl. Tronto 2017, S. 32). Die ersten vier Phasen können immer wieder ablaufen, ohne dass Phase fünf eintritt. Solange es bei diesem Kreislauf bleibt, ist Care nicht verinnerlicht und in gesellschaftliche Automatismen übergegangen.

»When, over time, people come to expect that there will be such ongoing engagements in care processes with others, then we have arrived at caring with. The virtues of such caring with are trust and solidarity. Trust builds as people realise that they can rely upon others to participate in their care and care activities. Solidarity forms when citizens come to understand that they are better off engaged in such processes of care together, rather than alone.« (Tronto 2015, S. 28)

Erst wenn die Menschen Vertrauen darin haben, Teil einer *caring democracy* zu sein, in der die Menschen sich um einander sorgen, kann Solidarität entstehen. Man kann dieses Zitat so lesen, dass Care nicht nur einen Gegensatz zu individuellen

Aktivitäten bildet (vgl. Tronto 2000, S. 27), sondern auch zu Egozentrismus und Egoismus.

Für die Philosophin Cornelia Klinger ist aber selbst Trontos Verwendung des Begriffs Care noch zu eng, da er und viele andere Begriffsverwendungen auch »auf Pflege-Tätigkeiten mit eindeutigem Subjekt-Objekt-Bezug, also aktiv-passiv-Relationen fokussieren« (Gerhard und Klinger 2013, S. 268). Sie bringt den Begriff der Lebenssorge in den Diskurs ein, der für sie den gesamten Lebenszyklus umfasst (vgl. Klinger 2014, S. 83). Wie in anderer Literatur verbreitet, umfasst Care für Klinger auch die Pflege von kranken und alten Menschen und Menschen mit Behinderung. Aber es geht ihr nicht nur um diese recht offensichtlichen Bedarfe, sondern auch um das gesamte Leben, welches immer das Risiko von Verletzlichkeit mit sich bringt. Das Leben besteht aus Ungewissheiten, aus Kontingenz wie sie es nennt, denen wir mit Aufmerksamkeit begegnen müssen. Die Sorge um das Leben beinhaltet nicht nur den eigenen oder auch fremden Körper, nicht nur die eigene oder fremde Seele, sondern darüber hinaus auch Lebewesen und Natur, mit denen wir in Relation stehen. »Sorge ist ein lebensleitendes und -begleitendes Prinzip, es ist Lebensführung.« (Klinger 2014, S. 84). Klinger geht es aber vor allem auch um die Überwindung verbreiteten Denkens.

»Lebenssorge impliziert ein anderes Zeitverständnis (zyklisch statt linear) und ein anderes Menschenbild (reziprok statt Subjekt-aktiv vs. Objekt-passiv).« (Gerhard und Klinger 2013, S. 268)

Care ist für sie nicht mit Aufhebung temporärer Bedürfnisse beendet, die Trontos erste vier Phasen implizieren. Mit der Einführung der fünften Phase, die die ersten vier Phasen auf Dauer stellen, sind sich Tronto und Klinger dann aber sehr nah gekommen. Klinger will darüber hinaus noch den Fokus auf die Asymmetrie aufheben, der bei Tronto weiterhin mitschwingt, da das Vorhandensein von Bedürftigkeit in Phase eins Voraussetzung ist. Hier werden nun allerdings zwei Gedanken miteinander vermischt: Asymmetrie und Reziprozität.

Asymmetrie, so ist immer wieder zu lesen, ist zentraler Bestandteil einer Fürsorgebeziehung, die aus der Abhängigkeit und Verletzlichkeit der Care-Empfangenden abgeleitet wird (vgl. Aulenbacher und Dammayr 2014c, S. 128). Reziprozität wird nun in Abgrenzung zu ökonomischem Tausch ins Spiel gebracht und wohl simpel als Wechselseitigkeit gedacht. Selten gibt es genauere Ausarbeitungen darüber, was unter Reziprozität verstanden wird. Eine Ausnahme bildet Elisabeth Conradi, die den Begriff aus philosophischer Perspektive betrachtet und als Teilaspekt von Gerechtigkeit diskutiert (vgl. Conradi 2001, 2002). Sie ist der Meinung, dass »ein pflichtenethisches Verständnis von Reziprozität einer Formulierung von *Care* im Wege« stehe (Conradi 2001, S. 63; Herv. i. O.), weil »das Schenken von Achtsamkeit weder auf der Reziprozität noch auf der Symmetrie eines Verhältnisses« basiere (Conradi 2001, S. 57), sondern auf Zu-

neigung, Aufmerksamkeit und Wohltätigkeit in asymmetrischen Beziehungen (oder Situationen). Demnach müsste Reziprozität im Care-Diskurs eigentlich ausgeschlossen werden, was allerdings nicht der Fall ist. Christa Schnabl, die sich ebenfalls mit Gerechtigkeitsethik beschäftigt, differenziert zwischen Symmetrie und Reziprozität. Symmetrisch sind Beziehungen für sie, wenn die Erwiderung auf eine Handlung die gleiche Form der Handlung darstellt. Reziprozität ist für sie eine Erwiderung in anderer Form, also beispielsweise Dankbarkeit oder Geld als Erwiderung einer fürsorglichen Handlung. Schnabl räumt somit ein, dass Fürsorge in »Reziprozitätszusammenhänge eingebettet« sein kann (Schnabl 2005, S. 60). Diese Abgrenzung von Reziprozität und Fürsorge wird allerdings eher selten vorgenommen. So schreibt Christel Eckart mit Bezug auf Nel Noddings, dass Reziprozität in der Fürsorge, anders als im Vertragsmodell, »durch die Akzeptanz der Beziehung« entsteht (Eckart 2000, S. 19). Die Autorinnen beschreiben Reziprozität als ein Beziehungselement, welches nicht rationalisierbar ist und sich damit der Vermarktlichung entzieht (vgl. Brückner 2012b, S. 8, 2015, S. 28; Riegraf 2014a, S. 165f.; Senghaas-Knobloch 2008, S. 228). Eine andere Verwendung des Begriffes Reziprozität finden wir bei Kerstin Jürgens (vgl. Jürgens 2010, S. 578f.) und Kari Waerness (vgl. Waerness 2000, S. 55), die den Begriff als Ausgeglichenheit zwischen Leistung und Gegenleistung in (Care-)Berufen verstehen. Ein einheitliches Bild zu Reziprozität in Care gibt es bisher nicht und in aller Regel wird der Begriff auch nicht weiter beschrieben, da Autoren und Autorinnen scheinbar eine klare Vorstellung von ihm haben, die nicht erläutert werden muss².

Michael Stiegler und Tatjana Schönwälder-Kunze nähern sich dem Care-Begriff noch einmal aus einer etwas anderen Richtung, indem sie fragen, welche Denkmuster dem gegenwärtigen Care-Diskurs zugrunde liegen. Sie konstatieren, dass der »prominente gängige Diskurs mit wenigen Ausnahmen innerhalb eines tauschökonomischen Paradigmas stattfindet« (Stiegler und Schönwälder-Kunze 2017, S. 20), da die Literatur einem Postulat der Zweckgerichtetheit und der Hierarchie folgt. Zum einen sei zu beobachten, dass Care zumeist innerhalb eines Rationalitätsdenkens betrachtet werde, selbst dann, wenn angenommen werde, dass Care nicht endgültig zweckrational sei. Damit begeben man sich in einen Rationalitätsdiskurs, in dem man dann lediglich mit den Mitteln dieses Diskurses argumentieren könne. Mit Frigga Haug sind Stiegler und Schönwälder-Kunze der Meinung, dass diese Verwendung des Care-Begriffes »wie ein diskursiver Schachzug funktioniert, der zur Subsidiarität hierarchisch-ökonomischer Ordnungsstrukturen unreflektiert beiträgt« (Stiegler und Schönwälder-Kunze 2017, S. 22). In ihrem Zwischenfazit geben sie eine Definition von Care, die ihrem Verständnis nach in der wissenschaftlichen Literatur dominant ist:

2 Zur Kritik an der Verwendung des Begriffes Reziprozität in wissenschaftlicher Literatur zu Care siehe Krüger 2018.

»Mit ›Care‹ werden im wissenschaftlichen Gebrauch Phänomene bezeichnet, die sich je als zweistellige Praxis auffassen lassen, in denen ein Relatum in der Lage und ggf. dazu aufgefordert ist, ein Defizit des anderen auszugleichen.« (Stiegler und Schönwälder-Kunze 2017, S. 26; Herv. i. O.)

Diese Definition beinhaltet eine Asymmetrie zwischen den beteiligten Seiten und eine Zweckgerichtetheit der Care-Aktion, also eine Tat, um ein Defizit auszugleichen. Mit Joan Tronto argumentieren Stiegler und Schönwälder-Kunze, dass die Missstände im Care-Sektor mit diesen Herangehensweisen nicht behoben werden könnten, da Care nicht als Mittel der Überwindung gedacht werde. Sie machen einen Definitionsvorschlag, der Care nicht auf tauschökonomische Interpretationen reduzieren soll und auch symmetrisch gedacht werden kann, da eine gegenseitige Aufmerksamkeit in die Konzeption einfließt.

»›Care‹ ist im Kern *auf etwas oder eine Person gerichtete aufmerksame, aber zweckfreie Relation, die allen ›Care‹-Praxen notwendig zugrundeliegt*. Sie fordert keine Kenntnis des Anderen, keine Reziprozität und verfolgt keinen außer in ihr liegenden Zweck.« (Stiegler und Schönwälder-Kunze 2017, S. 30; Herv. i. O.)

Reziprozität wird hier gedacht als Tausch, bei dem beide Tauschgegenstände oder -handlungen gleichwertig sind. Dies richtet sich vor allem gegen jene Ausarbeitungen, die Entlohnung von Careberufen thematisieren. Anzumerken ist an dieser Stelle, dass auch Stiegler und Schönwälder-Kunze Reziprozität nicht definieren, sondern eine eigene, wohl als verbreitet erachtete Bedeutung des Begriffes, verwenden. Care ist in dieser Definition gedacht als Aufmerksamkeit für andere, die nicht in einer Tätigkeit resultieren und auch nicht auf das Beheben eines Defizits gerichtet sein muss.

Erkennbar wurde die Vielfalt der Perspektiven auf den Begriff Care. Diese Perspektiven sind allerdings wissenschaftliche Sichtweisen und Herangehensweisen, die bisher noch keine Aussage darüber machen, welche Vorstellungen von Fürsorge/Care Menschen außerhalb der Wissenschaft eigentlich haben. An dieser Stelle setzt das Forschungsprojekt an. Es erfragt insbesondere die Deutungen junger kinderloser Erwachsener, die Fürsorge bisher vor allem passiv erlebt haben und zukünftig vermutlich einen aktiveren Part einnehmen werden, indem sie sich um andere Menschen sorgen werden.

Für den Beginn der Erhebungsphase war die Festlegung auf eine bestimmte Care-Definition als Denkraum notwendig, wobei das offene Erhebungsdesign auch eine eher offene Definition erforderte. Daher stützte ich mich zu Beginn des Projektes (2015) zunächst auf den sehr breiten Ansatz von Tronto, der das Sorgen um Gegenstände mitdenkt, schenkte dem Phasenmodell dabei aber wenig Beachtung. Relevant wurde diese Bezugnahme zunächst nur für die Auswahl des Stimulusmaterials, das eine gewisse Bandbreite an Interpretationsmöglichkeiten offen-

halten sollte. Für eine qualitative theoriegenerierende Forschungsarbeit nach dem Forschungsstil Grounded Theory ist dies ein zufriedenstellender Ansatz.

2.2 Care, Gender, Gesellschaft

In Kapitel 2.1 wurde deutlich, dass Care eine ganze Menge Dinge und Handlungen des Lebens umfassen kann.

»[...] care and caring are: central to human life and relations; [...]« (Yeandle et al. 2017, S. 4)

Mit diesem Halbsatz bringen Yeandle et al. auf den Punkt: Care ist zentral für das menschliche (und eigentlich nicht nur dieses) Leben und für menschliche (und eigentlich nicht nur diese) Beziehungen. Care ist damit zentral nicht nur für das Individuum (»human life«), sondern für die gesamte Gesellschaft, die durch die Beziehungen (»relations«) mit ins Spiel gebracht wird.

Die gesellschaftliche Funktion von Care ist das Leben selbst. Mit Care kann und muss reagiert werden auf die Verletzlichkeiten im Lebensverlauf von Geburt bis Tod »sowie den dazwischen liegenden Fährnissen, Unfall, Krankheit, Behinderung, an denen sich die ständige Präsenz der Lebensgrenzen auch innerhalb der Zeit manifestiert« (Klinger 2014, S. 83). Mit der Geburt eines Menschen beginnt seine Abhängigkeit von der Sorge anderer, ohne die das junge Leben nicht überlebensfähig wäre. Während sich diese Abhängigkeit mit zunehmenden Jahren für viele Menschen zuerst einmal zu verringern scheint, weil sie lernen, relativ autonom zurecht zu kommen, gilt dies nicht für alle Menschen. Augenscheinlich benötigen chronisch Kranke und Menschen mit Behinderung mehr Zuwendung als vermeintlich gesunde Menschen. Für »gesunde« Menschen kehrt sich das Abhängigkeitsverhältnis mit der Fortdauer des Lebens zum Lebensende hin wieder um, da sie dann wieder mehr Fürsorge von anderen benötigen. Diese Beschreibung gilt für die nur allzu deutlichen Sorgeabhängigkeiten wie zum Beispiel die Pflege von Kindern und Alten und lässt das ebenfalls sehr alltägliche Trösten, Taschetragen, Überdiestraßehelfen, Liebkosen, Wertschätzen usw. außer Acht. Abhängigkeit darf hier allerdings nicht als das Gegenteil von Autonomie gesehen werden, »sondern als Anerkennung der Abhängigkeit und als Erfahrung mit ihrer verantwortlichen Gestaltung« (Eckart 2000, S. 20). Abhängigkeit ist somit eine Ergänzung von Autonomie und umgekehrt (vgl. Globisch 2018, S. 61f.). Verletzlichkeit bedarf eines sorgsamen, verantwortungsvollen Umgangs mit dieser Verletzlichkeit, die, wie gezeigt wurde, ein Leben lang gilt.

Beschäftigen wir uns mit der Frage, wer sich denn eigentlich um andere sorgt und kümmert, gelangen wir direkt zu Geschlechterfragen, wie im vorigen Kapitel bereits erwähnt wurde. Die Verknüpfung von Care und Geschlecht wird unter

anderem hergestellt über die Unterscheidung in berufliche und familiäre Arbeit (vgl. u.a. Beck-Gernsheim 1993; zuerst 1980; Becker-Schmidt 2003, 2008), also Erwerbsarbeit und unbezahlte Sorgearbeit sowie durch eine Trennung von (männlicher) Öffentlichkeit und (weiblicher) Privatheit (vgl. u.a. Preglau 2009). Nach Max Preglau wurde bereits in der Antike der griechischen Polis zwischen der öffentlichen und der privaten Sphäre unterschieden, wobei Frauen und Sklaven aus der öffentlichen Sphäre ausgeschlossen und diese »dem männlichen freien Bürger vorbehalten war« (Preglau 2009, S. 146). Im 18. Jahrhundert bekam diese Sphärentrennung bei gleichzeitig annähernd äquivalenter Geschlechtertrennung eine wissenschaftliche Vertiefung durch die Biologisierung der Geschlechterunterscheidung (Laqueur 1992). Mit ihrer Hilfe wurden im 19. Jahrhundert »die mit den physiologischen korrespondierend gedachten psychologischen Geschlechtsmerkmale« als »Geschlechtscharakter« bezeichnet (Hausen 1976, S. 363). Das, was zuvor bereits Jahrhunderte, vor allem im Bürgertum gelebt wurde, galt nun als wissenschaftlich bewiesen und tut es im verbreiteten alltäglichen Geschlechterdenken auch heute noch. Die Trennung zwischen männlicher Öffentlichkeit und weiblicher Privatheit weist dabei eine eindeutige Hierarchie zu Gunsten der männlichen Sphäre aus (Klinger 2014, 86f.).

Der moderne Familientypus mit (Haus-)Arbeitsteilung setzte sich erst nach dem Feudalismus durch, in welchem Mann und Frau noch gemeinsam die Arbeiten verrichteten und für das Familieneinkommen sorgten. Im städtischen Bürgertum war der Typus der zu Hause verweilenden Frau frühestens im 17. Jh. vorhanden, es dauerte jedoch einige Jahrhunderte, bis er sich auch in der Arbeiterklasse durchsetzte (vgl. Bock und Duden 1977, S. 122f.). Erst im 19. Jh. wurde die Arbeit zwischen Männern und Frauen in der breiten Gesellschaft so aufgeteilt, dass es dem (späteren) Alleinernährermodell entsprach. Durchsetzen konnte sich dieses Familienbild in der Arbeiterklasse unter anderem, weil eine Sehnsucht nach Freizeit vorhanden war: Sowohl für die Frauen als auch für die Männer. Die Frauen waren seither befreit von industrieller Arbeit, die Männer von der Hausarbeit.

Damit waren Frauen und ihre Arbeit der männlichen und als produktiv geltenden Sphäre entzogen, womit ihnen auch der unmittelbare Zugang zum Kapital verwehrt war. Wege zum Kapital wurden für Frauen in der Regel die Männer, womit deren Abhängigkeit von Männern und damit deren Macht über Frauen steigen musste – und dies sowohl in der Öffentlichkeit als auch im Privaten. Die Hausarbeit von Frauen galt der produktiven Arbeit von Männern als nachgeordnet und damit allenfalls als *reproduktive* Arbeit. Maria Mies beschreibt eindrücklich feministische Bestrebungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und die Widerstände, die Ansicht zu verschieben, Hausarbeit als sehr wesentliche Arbeit, als produktive Arbeit zu definieren (Mies 2009). Mit dem Begriff der *Hausfrauisierung* beschreibt sie die Ausbeutung indischer Frauen, indem deren Heimarbeit geringer entlohnt wird, da sie ohnehin »zu Hause saßen und ihre freie Zeit produktiv nüt-

zen könnten« (Mies 2009, S. 167). *Hausfrauisierung der Arbeit* bedeutet aber auch, der reproduktiven Arbeit zu Hause keinen Wert beizumessen, wodurch sie überhaupt erst als reproduktive Arbeit deklassiert wird. Aber selbst wenn Frauen erwerbstätig sind, gilt, so Mies, die *Hausfrauisierung*, da sie bei gleicher Arbeit geringeren Lohn erhalten (*gender pay gap*). Der Umstand der zunehmenden Prekarisierung von Arbeit durch Teilzeitmodelle, Zeitarbeit und Auslagerung in Länder, in denen die Lohnkosten geringer sind, bedeutet für Mies, dass *Hausfrauisierung* nicht (mehr) nur für Frauen gilt, sondern für »Arbeiterinnen und Arbeiter« (Mies 2009, S. 170).

Im 20. Jahrhundert nahm die Organisation von Care dann eine Wendung durch die Entstehung eines »bürgerlich-patriarchalen Lebenssorge-Regimes« (Klinger 2014, S. 92ff.). Bis in die 1930er Jahre hinein wurde die Hausarbeit der Frauen »ganz bewusst konzipiert als Beitrag zum Reallohn des Mannes« (Duden 2009, o. S.). Der (deutsche) Staat begann damit, die Erziehung und (Aus-)Bildung zu steuern und etablierte ein öffentliches System von Kranken- und Altersversicherung. Damit ging die Entstehung entsprechender Einrichtungen, wie öffentliche Kindergärten und Krankenhäuser einher und der Staat wurde zum »Arbeitgeber der Frauen« (Bock und Duden 1977, S. 172). Teile der vormals rein privat stattfindenden Fürsorge wurden somit aus den Familien herausgeholt und in staatlich beaufsichtigte öffentliche Organisationen eingegliedert. Mit seinen deutlichsten Auswirkungen und Ausrichtungen totalitärer Regime in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sicherte sich der Staat Zugriff auf Lebensaspekte, die zuvor dem Privaten vorbehalten waren. Nach dem zweiten Weltkrieg strebte der Wohlfahrtsstaat in Westdeutschland die Entlastung der Familie bei gleichzeitiger »Unterstützung der Familie in ihren Lebenssorge-Funktionen« (Klinger 2014, S. 93). Kerstin Jürgens schreibt, dass die Sphärentrennung, die bereits mit der Industrialisierung in Gang gesetzt wurde, in den 1950er/1960er Jahren ihren Höhepunkt in Deutschland fand.

»Das verheiratete Paar mit Kindern, das Familie und Beruf durch eine geschlechts-hierarchische Arbeitsteilung ›vereinbart‹, bildete in dieser Periode die dominante Lebensform, auf die sich sowohl sozialstaatliche Konzepte (Ehegattensplitting, Familienversicherung usw.) als auch Arbeitsrecht (Normalarbeitsverhältnis), Arbeitsmarkt (Vollzeit versus halbtägige Teilzeitbeschäftigung) und Tarifpolitik (Durchsetzung von Ernährerlöhnen) ausrichteten.« (Jürgens 2010, S. 574)

Durch den sog. Familienlohn erhielten Unternehmen (bzw. auch der Staat) zwei Arbeitnehmer*innen: Den vor allem in der öffentlichen Sphäre arbeitenden Mann und die vor allem in der privaten Sphäre arbeitende Frau. Die Arbeit der Frauen blieb damit weiterhin unsichtbar (vgl. Bock und Duden 1977, S. 177). Die Entstehung von Sorgeberufen, die vor allem Frauen verrichteten, sowie die finanzielle Absicherung der Hausfrauen über den Familienlohn konnten »die grundsätzlichen Konstruktionsfehler dieses Systems« nicht korrigieren (Klinger 2014, S. 94). Viel-

mehr münden sie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in eine weitere Transformation, in deren Verlauf es zu Entwicklungen kam und kommt, die zu »einer veritablen Care-Krise« (Thiessen und Villa 2016) führten, was im folgenden Kapitel näher ausgeführt wird.

Auf einer ganz anderen Ebene lag die Debatte um eine »weibliche Moral«, die von Carol Gilligan (1982) formuliert wurde. Hier ging es weniger um die Darstellung und Erforschung »männlicher« und »weiblicher« Sphären als vielmehr um unterschiedliche Moralen, die den beiden Geschlechtern in binär-vereinfachender Weise zugeordnet wurden. Zwar schreibt die Autorin einleitend, dass es ihr nicht darum ginge, Generalisierungen über beide Geschlechter anzustellen, sondern verschiedene Denkweisen dazulegen (vgl. Gilligan 1993, S. 10). Das Buch aber, so legt Gertrud Nunner-Winkler dar, »suggestiert eine eindeutige Zuordnung von Moral und Geschlecht« (Nunner-Winkler 2010, S. 82). Kern dieser viel beachteten, aber auch kritisierten These (vgl. Biller-Andorno 2001; Kumbruck et al. 2010; Nunner-Winkler 1994) ist die Behauptung, es gebe eine Fürsorge- und eine Gerechtigkeitsmoral, wobei erstere den Frauen und letztere den Männern zuzuordnen sei (vgl. Gilligan 1993, S. 209). Diese These wird von Gilligan später insofern verändert, als dass sie beide Moralen nicht gegenüberstellt, sondern nebeneinander und, dass sowohl Frauen als auch Männer diesen Moralen teilweise folgen würden. Allerdings, so Gilligan, treffe es eben zu, dass Frauen vor allem der Fürsorgemoral und Männer der Gerechtigkeitsmoral folgen würden. Die Fürsorgemoral beschreibt den Umstand, dass in Entscheidungssituationen Randbedingungen in das Urteil einfließen und dass Menschen, die dieser Moral folgen, die Eingebundenheit in Beziehungen mit reflektieren. Anders dagegen funktioniere die Gerechtigkeitsmoral, bei der abstrakten Prinzipien, Rechten und Pflichten gefolgt würde, ohne die jeweiligen Umstände zu betrachten und ohne Akteur*innen in die Betrachtung einzubeziehen (Nunner-Winkler 1986, S. 132f.).

Nunner-Winkler verwirft diese These der Geschlechtsbezogenheit von Moral mit Berufung auf »Daten aus mehr als 130 Untersuchungen mit insgesamt fast 20.000 Probanden« (Nunner-Winkler 2010, S. 83) und entwirft eine andere. In ihren Studien zu Wehrdienstverweigerung und Abtreibung in den 1980er Jahren (!) fand sie heraus, dass es weniger die Geschlechtszugehörigkeit als vielmehr die persönliche Betroffenheit ist, die die moralische Entscheidung anleitet. Eine kontextsensitive Begründung tritt dannzutage, wenn ein Sachverhalt den Menschen bekannt ist. So lehnten junge Männer Abtreibung prinzipiell ab, während junge Frauen die Situation abwogen und auf bestimmte Umstände hinwiesen, in denen sie Verständnis für eine Abtreibung hätten. Bei der Frage der Wehrdienstverweigerung lehnten die jungen Frauen die Verweigerung prinzipiell ab, während die jungen Männer abwogen und eine Verweigerung nicht prinzipiell negativ bewerteten (vgl. Nunner-Winkler 1989, S. 166f.). Nunner-Winkler verwirft also nicht das Vorkommen fürsorgeorientierter und gerechtigkeitsorientierter Ent-

scheidungsweisen, sondern lediglich die generelle Verknüpfung mit Geschlechtlichkeit. In dieser Arbeit wird die Unterscheidung noch einmal relevant werden (v.a. Kapitel 6).

Eine weitere These von Nunner-Winkler beschäftigt sich mit Geschlechtsrollen. Sie geht davon aus, dass Frauen eher diffuse und Männern spezifische Rollen zugeschrieben werden.

»Berufsarbeit unterliegt einem linearen Zeitsystem, das die Erfüllung klar definierter Aufgaben ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Involvierten erfordert; Hausarbeit hingegen erfordert die ständige Bereitschaft, jederzeit alle nur geäußerten Bedürfnisse zu befriedigen.« (Nunner-Winkler 1989, S. 170)

Sie teilte ihre Proband*innen nun in zwei Gruppen ein: in eine mit heftiger und eine mit weniger heftiger Adoleszenzkrise. So findet die Autorin heraus, dass Frauen mit Krise dazu neigen, die als männlich geltende Gerechtigkeitsperspektive einzunehmen, während die Frauen ohne Krise in ihrer Adoleszenz zur Fürsorgeperspektive tendieren. Ihre Ergebnisse leiten sie zu der Interpretation, dass Frauen mit Krise gegen die ihnen zugeschriebenen Rollenerwartungen rebellieren, während die Frauen ohne Krise sie übernehmen (vgl. Nunner-Winkler 1989, S. 175). Die Fürsorgeperspektive hängt also einerseits mit der Rollenerwartung an Frauen zusammen, diffuse Haushaltstätigkeiten zu übernehmen und andererseits mit der Krisenfreiheit des Lebens. Deshalb, so fasst Nunner-Winkler zusammen (vgl. Nunner-Winkler 1989, S. 176), ist bei Frauen überwiegend die sogenannte Fürsorgemoral zu beobachten. Umgekehrt wuchsen Männer in den 1980er Jahren in der Regel mit der Erwartung an eine spezifische Berufsrolle auf, die eher mit (Leistungs-)Gerechtigkeitsmoral verknüpft ist.

Das Material dieser vorliegenden Studie lässt keine Rückschlüsse auf die Krisenhaftigkeit der Adoleszenz der Befragten zu, da diese nicht Bestandteil der Forschungsfrage war. Dennoch ist diese Perspektive hochinteressant für diese Arbeit, da Gerechtigkeits- und Fürsorgemoral in der Regel als entgegengesetzt – wenn auch nicht zwingend jeweils auf Männer und Frauen generalisierend – konzeptualisiert sind. Der Frage nach (Leistungs-)Gerechtigkeit und Fürsorge sowie der Frage nach der Betroffenheit (bzw. den eigenen Erfahrungen) werden wir in dieser Arbeit erneut begegnen (empirisch in Kapitel 4 bis 6).

Wie bisher gezeigt wurde sind in der deutschen und den euro-amerikanischen Gesellschaften Care und Geschlecht unmittelbar miteinander verwoben. Damit werden Carefragen in aller Regel auch zu Geschlechterfragen, da, wie Gilligan und viele andere ganz richtig schreiben, Geschlecht als wirkmächtige Denkweise fungiert, die Denken und Handeln vorstrukturieren (vgl. u.a. Berger und Luckmann 1966; Gildemeister 1992, 2001).

Ich habe hier die Bedeutung und Verwobenheit von Care, Geschlecht und Gesellschaft thematisiert und bin dabei auf gesellschaftshistorische Entwicklungen

eingegangen, die ungefähr in der Mitte des 20. Jahrhundert endeten. In der aktuellen sozialwissenschaftlichen Careliteratur wird schon seit einigen Jahren von einer ›Care-Krise‹ gesprochen (vgl. Daly und Lewis 2000, S. 291; Fraser 2016, S. 99; Jürgens 2010; Rosenberger 2014, S. 80). Diese Care-Krise, die ihren Ursprung nicht erst im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts hat, soll dennoch zeitlich dort anschließend im folgenden Kapitel vorgestellt werden.

2.3 Die Care-Krise heute

Die *Care-Krise*, die die heutige deutsche Gesellschaft in Form eines (zunehmenden) Fehlens von adäquater, lösungsbringender Fürsorge betrifft und die laut Cornelia Klinger eine ist, »die immer war« (Klinger 2014, S. 102), nahm ab Mitte der 1970er Jahre noch einmal deutlich an Fahrt auf.

»By the 1980s, prescient observers could discern the emerging outlines of a new regime, which would become the financialized capitalism of the present era. Globalizing and neoliberal, this regime promotes state and corporate disinvestment from social welfare, while recruiting women into the paid workforce—externalizing carework onto families and communities while diminishing their capacity to perform it.« (Fraser 2016, S. 112)

Neoliberale Politik stellt die öffentlich und privat organisierte Fürsorge in Frage (vgl. Klinger 2014, S. 94) und überlässt Care der Marktwirtschaft. Verschiedene, ineinander verschränkte Faktoren spielen hier eine Rolle.

So haben wir es mit einem Wandel von der Großfamilie zur (heteronormativen) Kernfamilie zu tun, bei dem nun auch noch gewünscht wird, dass die Frauen einer Erwerbsarbeit nachgehen und somit familiärer Fürsorge nicht mehr vollumfänglich zur Verfügung stehen (vgl. Rosenberger 2014, S. 85). Einem durchschnittlichen Haushalt stehen damit heutzutage weder eine dritte Familiengeneration für Fürsorge zu Verfügung, noch die volle Zeit dessen, was bis in die 1970er Jahre noch die Frauen im Haushalt erledigt haben. Das *Familiernährermodell* (vgl. Fthenakis 1999, S. 25) oder auch *Ernährer-Hausfrauen-Modell* (vgl. Jürgens 2010, S. 562), bei dem der Mann arbeitete und die Frau zu Hause die unbezahlte Fürsorgearbeit leistete, wurde und wird abgelöst vom *adult worker model* (vgl. Beckmann 2014, S. 119; Wimbauer 2014, S. 242).

Im Familiernährermodell kann eine Person die Familie nur solange ernähren, wie der Lohn dafür ausreicht. Mit den Wirtschaftskrisen der 1970er Jahre stiegen die Löhne weniger stark an, zudem musste der Staat mehr Erwerbslose finanzieren (vgl. Winker 2015, S. 28), was Druck zur Kostenreduzierung auslöste. Die Versuche von Firmen und Betrieben, Kosten zu drücken, veranlassten sie zunehmend, bestimmte Tätigkeiten auszulagern und sich Arbeitskraft somit billiger ein-

zukaufen als sie selbst zu bezahlen (*outsourcing*). Neben diesen ökonomischen Bedingungen sorgten auch Emanzipationsbestrebungen von Frauen für den teilweisen Abgang dieses patriarchalen und Frauen diskriminierenden Modells, indem Erwerbsarbeit als Förderung emanzipativer Möglichkeiten hervorgehoben wurde.

»So wird das Ernährermodell nicht nur von der zweiten Frauenbewegung wegen patriarchaler Unterdrückung und Diskriminierung bekämpft, sondern verliert seit den 1980er Jahren insbesondere aufgrund seiner hohen ökonomischen Kosten schrittweise an Bedeutung.« (Winker 2015, S. 28)

Beim *adult worker model* ist es keinesfalls so, dass beide Partner*innen einer Vollzeitwerbsarbeit nachgehen. Der Anteil von teilzeitbeschäftigten Frauen in Paaren in Deutschland lag 2010 bei 44 Prozent, während das Familienernährermodell immer noch auf einen Anteil von 28 Prozent kam (vgl. Beckmann 2014, S. 122). Das Modell, bei dem nur der Mann arbeiten geht und die Frau zu Hause bleibt, ist demnach noch nicht komplett verschwunden. Für die arbeitenden Frauen hat sich durch das bloße Arbeiten auch noch nicht gleich alles zum Guten gewendet. Denn in aller Regel ist es immer noch so, dass es die Frauen sind, die die Mehrheit der Hausarbeit erledigen – zusätzlich zur Erwerbsarbeit (vgl. Hobler et al. 2017). Sicherlich dramatisch ist die Lage Alleinerziehender, die zeitlich sowohl Erwerbs- als auch Fürsorgearbeit bewältigen müssen und dabei auf den gleichen einfachen, aber auf einen zweiten Lohn ausgerichteten, Erwerbslohn zur Verfügung haben (vgl. Jaehrling et al. 2014; Kortendiek 2008, S. 435).

Die vermehrte Erwerbstätigkeit der Frauen führte dazu, dass Haus- und Familienarbeit von ihnen nicht mehr im gleichen Umfang verrichtet werden konnten, wie noch zu Zeiten des Familienlohns. Irgendjemand muss dennoch diese Caretätigkeiten übernehmen. Sozialstaatlich wurde dies beispielsweise organisiert durch den Ausbau von Kindertagesplätzen. Gleichzeitig reduzierte der deutsche Wohlfahrtsstaat seine Ausgaben für das Sozialsystem insgesamt und zog sich aus Teilen zurück (vgl. Winker 2015, S. 33ff.). Das verbleibende staatliche Engagement wurde umgestellt auf eine »Logik des Wettbewerbs« (Winker 2015, S. 34), also eine Ökonomisierung sozialer und Care-Tätigkeiten, bei der immer mehr Einzelhandlungen rationalisiert werden. Die Folge ist, dass nicht-rationalisierbare Handlungen in Care-Berufen und -Dienstleistungen verringert werden, weil sie in Konkurrenz zu den direkt abrechenbaren und damit entlohnten Handlungen unterliegen. Dies hat selbstverständlich Auswirkungen auf diejenigen Care-Tätigkeiten, die gerade nicht abrechenbarer und nicht entlohnter Handlungen bedürfen, die dem emotionalen und psychischen Wohl der Bedürftigen dienen.

Das Statistische Bundesamt erfasste zum Ende des Jahres 2015 fast 2,9 Millionen pflegebedürftige Menschen in Deutschland und machte dabei im Vergleich zu 2013 einen Anstieg von 8,9 Prozent, also 234.000 Menschen aus (vgl. Statistisches Bundesamt 2017, S. 7). Dieser Anstieg von zuletzt über 100.000 pflegebedürftigen

Menschen pro Jahr müsste durch Pflegende bedient werden. Hier wird eine andere Dimension der Care-Krise deutlich, nämlich ein Sorge-Defizit bzw. eine Sorge-Lücke (vgl. Jurczyk 2010) in Form einer Differenz zwischen der benötigten und der verfügbaren Fürsorge/Care.

Die Gleichzeitigkeit privater und öffentlicher Care und ihre Lösungs(ver)suche über den Markt werden anschaulich, wenn wir das Resultat fehlender Care in der Altenpflege in den Blick nehmen. Das Fehlen Pflegender in Deutschland ist mit der ausgewiesenen Zahl von 17.000 so hoch, dass Gesundheitsminister Spahn Pflegekräfte aus dem Ausland einstellen möchte (tagesschau.de 2018). Dies stellt die politische Regulierung einer ohnehin schon vorhandenen Tatsache dar, die in der Careliteratur als *care chains* (vgl. Fraser 2016, S. 114; Hochschild 2000a) und auch *care drains* (Gheaus 2013) bezeichnet wird.

»Die ›Versorgungslücke‹, die die Erwerbsarbeit der Frauen mit sich brachte, wird in der neuen globalen Arbeitsteilung zwischen erwerbstätigen Frauen und ›privat‹ dienstleistenden Migrantinnen geschlossen, und die staatlichen Migrationsregime sorgen dafür, dass diese in der Illegalität oder mit einer beschränkten Arbeitserlaubnis billige Arbeit leisten.« (Duden 2009, o. S.)

Die allenfalls halblegal stattfindende Care-Migration wird häufig organisiert über Liv-In-Pflegekräfte, also Pflegende, die oftmals 24 Stunden täglich für einen mehrmonatigen Zeitraum als Pflegekraft zur Verfügung stehen, indem sie bei den Pflegebedürftigen wohnen (vgl. Lutz 2007; Lutz und Palenga-Möllnbeck 2014; Kretschmann 2018). Sie kommen im Falle Deutschlands zumeist aus Polen, wo dann erneute Sorgelücken entstehen, die teilweise gefüllt werden mit Pflegekräften noch weiter östlich gelegener Länder (z.B. der Ukraine). So setzt sich ein Care-Defizit in Deutschland in weiteren Ländern fort. Dies ist jedoch kein rein deutsches oder europäisches Problem, sondern es findet auch in Nordamerika und Israel statt (vgl. Aulenbacher et al. 2018; Hochschild 2000b; Nöbauer 2017).

»Der markteffiziente Sorgemodus des Nordens und Westens basiert also auf der ›verwahrlosten Fürsorge‹ (Becker-Schmidt 2011) des Ostens und Südens; vermittelt wird dies durch geschlechts- und ethniebasierte Arbeitsteilungen.« (Aulenbacher 2014, S. 120f.)

Die globale Care-Migration ist damit nicht nur eine Geschlechterfrage, sondern auch eine Frage der Herkunft und darüber hinaus ohnehin auch eine Klassen- bzw. Schichtenfrage.

Die *Care-Krise* ist also eine sehr umfassende und verzweigte Krise, die so vielfältig ist, wie die Themenbereiche, die unter Care auch gefasst werden können (siehe Kapitel 2.1). Sie entfaltet ihre Wirkung über die Dimensionen Geschlecht, Herkunft, Alter, Milieu/Klasse/Schicht. Betroffenen sind vor allem Frauen, die die Fürsorgetätigkeiten leisten und das in der Regel schlecht oder gar nicht bezahlt. Aber

auch die Empfangenden der Fürsorge sind davon betroffen, denn ihnen kommen nicht der Umfang und die Qualität an Care zu, die für *das gute Leben* (vgl. Gottschlich 2017; Ott 2009; Rosa 2016, S. 42f.) notwendig wären. Verantwortlich dafür wird vor allem die Ökonomisierung von Care gemacht (vgl. u.a. Aulenbacher 2014; Dörre et al. 2014; Tronto 2017; Winker 2015), die staatlich forciert wird (vgl. u.a. Riegraf 2014a; Ritzi und Kaufmann 2014).

Die Studie »Heute nicht mehr, und wenn auf'm Land« – Vorstellungen junger Erwachsener (in Bayern) zur Gestaltung von Fürsorge« nahm die Konstruktionen von Fürsorge in den Blick und damit mittelbar auch die Vorstellungen vom *guten Leben*. Dabei kam ein Deutungsmuster deutlich zum Vorschein, welches einleitende Klärungen zu Reziprozität und Gabe benötigt. Dies wird im nächsten Kapitel behandelt werden.

2.4 Care: Gabe, Reziprozität, Beziehung

Die Beschäftigung mit Theorien zur Gabe und Reziprozität ist nicht das Ergebnis der Beschäftigung mit Literatur zu Care, sondern entspringt der Analyse des Datenmaterials dieser Studie. Als sich das *Geben-und-Nehmen-Prinzip* immer weiter als Kernkategorie formte, stellte ich mir die Frage, wo dieses theoretisch zu verorten sein könnte. Eine Bezugnahme auf Caretheorien drängte sich nicht auf, sondern eher das Gabe-Essay von Marcel Mauss (2013, zuerst 1925). Erste Verbindungslinien zwischen diesem Essay und der Empirie wurden klar, denn auch Mauss machte sich Gedanken über das Ineinandergreifen von Freiwilligkeit und Verpflichtung in der Gabe (Mauss 2013, S. 22; zur gleichen Frage in dieser Studie siehe Kapitel 4.3.3). Noch deutlicher war jedoch die Verbindung zu einem Sammelband mit dem Titel »Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität«, herausgegeben von Frank Adloff und Steffen Mau (2005b). Der Band versammelt klassische und neuere Theorien zur Gabe und Reziprozität, wobei letztere in der Rubrik »Anwendungsfelder« Themen behandeln, mit denen sich die befragten jungen Erwachsenen in den Gruppendiskussionen ebenfalls auseinandersetzten. Care und Reziprozität, das wurde somit deutlich, stehen in den Deutungen junger Erwachsener in einem engen Verhältnis.

Parallelen zwischen Theorien zu Gabe/Reziprozität und Care bestehen außerdem durch die häufig gewählte Gegenüberstellung oder bewusste Ineinsetzung – und damit dennoch dual(istisch)e Behandlung – von rationalem und emotionalem Handeln in beiden Feldern (vgl. für Care: u.a. Brückner 2012a, S. 25f.; Daly und Lewis 2000, S. 285; Gerhard und Klinger 2013, 267f.; für Gabe- und Reziprozitätstheorien: u.a. Mauss 2013, S. 18; Adloff und Mau 2005b, S. 19; Blau 2005, S. 129; Bourdieu 2015, S. 163). Zugespitzt formuliert sind die Aussagen zumeist, dass öko-

nomischer Tausch das Gegenteil von fürsorglichem Handeln sei, da ersteres von Zweckrationalität und letzteres von Sozialität geprägt sei.

Reziprozitätstheorien beziehen sich sehr häufig auf den Gabe-Essay von Marcel Mauss. Das ist in gewisser Weise naheliegend, da Mauss die Verwobenheit aus Freiwilligkeit und Verpflichtung, den Zusammenhang aus Geben, Nehmen und Erwidern herausstellt. An dieser Zugangsweise vieler Rezipient*innen des Gabe-Theorems kritisiert Stephan Moebius die Reduktion des Essays als Beitrag für Reziprozitätstheorien (Moebius 2009, 106f.). Mit Blick auf »archaische Gesellschaften« stellt Mauss heraus, dass Geschenke die Verpflichtung bei den Beschenkten erzeugen, das Geschenk einerseits anzunehmen und andererseits zu erwidern. Insgesamt sieht Mauss drei Verpflichtungen am Werk: Die Verpflichtungen des Gebens, des Nehmens und des Erwiderns (Mauss 2013, S. 36). Geschenke sind somit eine Kombination aus Freiwilligkeit und Verpflichtung, sodass oftmals nicht ganz klar ist, ob es sich bei der Darbietung um Selbstlosigkeit handelt oder ob »es im Grunde um Zwang und wirtschaftliche Interessen geht« (Mauss 2013, 17f.). Der wesentliche Moment für dieses Gefühl der Verpflichtung ist die Verquickung zwischen den »Dingen« und den »Seelen« (Mauss 2013, S. 38f.). Eine Gabe vermischt sich mit der »Seele«, dem »Inneren« der gebenden Person, was die nehmende Person beides mit der Entgegennahme aufnimmt.

»Der Geber und die gegebene Sache sind nicht völlig getrennt. In der Annahme der Gabe nimmt man gleichzeitig die fremde Person in sich auf, ist ergriffen und besessen vom »Anderen in mir.« (Moebius 2009, S. 110)

Diese Verquickung der Gebenden mit der Gabe erzeugt Bindungen zwischen gebenden und empfangenden Personen, die dann wiederum für das Gefühl der Verpflichtung sorgt, etwas erwidern zu wollen, zu müssen. Die Gabe erzeugt also Sozialität, Beziehung zwischen den Seiten. Die Verbindung aus »Ding« und »Seele« sieht Mauss in der Gesellschaft, in der er lebte, aufgehoben, aber durch die Einführung von Sozialversicherungen in der Re-Aktualisierung begriffen (Mauss 2013, S. 160). In seinen Schlussfolgerungen des Essays kritisiert er den Utilitarismus, Egoismus und »Wucher«. Für Mauss ist die Gabe nur dann eine Gabe, »wenn sie eine Pflicht des Erwiderns erzeugt« (Moebius 2009, S. 121). Die Gabe, die nach Mauss die »älteste Wirtschafts- und Rechtsform« bildet (Mauss 2013, S. 164), steht also nicht im Gegensatz zur Ökonomie an sich. Ökonomie aber steht im Gegensatz zu einer Form des Tauschens, der zum Erwidern anregt, der Beziehungen entstehen lässt oder stabilisiert.

Hier sind einige Parallelen zu Georg Simmels »Exkurs über Treue und Dankbarkeit« zu ziehen (Simmel 2016, S. 652-670). Dieser Text erschien bereits 1908 erstmals, also vor Mauss' Gabe-Essay. Ihm zufolge beruht aller »Verkehr der Menschen [...] auf dem Schema von Hingabe und Äquivalent« (Simmel 2016, S. 661). Dieses Hin und Her sorgt »für Wechselwirkung, ohne die es keine soziale Balance und

Zusammenhalt gibt« (Simmel 2016, S. 661). Die Dankbarkeit kommt dort ins Spiel, wo der Tausch nicht innerhalb einer Rechtsform geschieht, denn in einer rechtlich regulierten Beziehung wird die Erwidderung der Gabe erzwungen, so wie beim Handel. Doch stellt auch Simmel schon fest, dass es Tausche gibt, die nicht erzwungen sind.

»Nun bestehen aber unzählige Beziehungen, für welche die Rechtsform nicht eintritt, bei der von einem Erzwingen des Äquivalents für die Hingabe nicht die Rede sein kann. Hier tritt als Ergänzung die Dankbarkeit ein, jenes Band der Wechselwirkung, des Hin- und Hergehens von Leistung und Gegenleistung auch da spinnen, wo kein äußerer Zwang es garantiert. Die Dankbarkeit ist so in demselben Sinne eine Ergänzung der Rechtsform, wie ich die Ehre als eine solche aufwies.« (Simmel 2016, S. 661)

Wie Mauss sieht auch Simmel eine Verbindung zwischen Tauschobjekt und der gebenden Person. Diese Verbindung tritt im nicht-wirtschaftlichen Tausch ganz besonders hervor, weshalb sich in der nehmenden Person Dankbarkeit entfalten kann, was dann die Beziehung am Leben erhält. Im Gegensatz dazu sieht Simmel das Persönliche der Gabe im wirtschaftlichen Tausch ausgefallen, denn dies ist der Ort wo »die Menschen nur noch als Exekutoren der in den Waren selbst angelegten Tendenzen zur Verschiebung und Ausgleichung auftreten« (Simmel 2016, S. 662). Durch Geld wird Persönlichkeit, also die Leistung, die hinter einer Ware steckt, unsichtbar gemacht. Die »moderne Geldwirtschaft« treibt, so Simmel, die Heterogenität »auf den Gipfel«, in der das Individuelle nicht mehr vorkommt.

»Denn das Geld ist, weil es das Allgemeine, d.h. den Tauschwert, an allen vertauschbaren Gegenständen ausdrückt, nicht imstande, das Individuelle an eben diesen auszudrücken; und daher kommt über die Gegenstände, insoweit sie als verkäufliche figurieren, ein Ton von Deklassierung, von Herabsetzung des Individuellen an ihnen auf das Allgemeine, das diesem Dinge mit allen andern gleichfalls verkäuflichen und vor allen Dingen mit dem Gelde selbst gemeinsam ist.« (Simmel 2016, S. 665)

Sowohl Simmel als auch Mauss sehen in dem »sozialen Surplus«³ einer Gabe die Voraussetzung für Beziehung, Bindung, für Sozialität. Beide heben hervor, dass dies im rein ökonomischen Tausch, der auf Nutzen ausgerichtet ist, verschwindet. Die ökonomisch Handelnden treffen sich für den Tausch, aber die Beziehung kann nicht auf Dauer gestellt werden. Sie ist dann nicht am Anderen orientiert, sondern am Selbst.

Und dies sind ja genau die Kritikpunkte vieler Caretheoretiker*innen, die in der Rationalisierung, Vernutzung, Ökonomisierung von Care und weiteren

3 Auch hier finden wir Verbindungen zur Care-Debatte, beispielsweise zu Hochschild 2000a.

(Begleit-)Erscheinungen die Gründe der sog. Care-Krise sehen (Aulenbacher und Dammayr 2014a, vgl. u.a.; Daly und Lewis 2000; Fraser 2016; Jurczyk 2010; Jürgens 2010; Senghaas-Knobloch 2008). Dies deckt sich auch mit den Deutungen der jungen bayerischen Erwachsenen, die hervorheben, dass Fürsorge im Zusammenhang mit der Intention steht, für andere Menschen (und Tiere und die Umwelt) etwas freiwillig und nicht nur des Geldes wegen zu tun (Kapitel 4.3.3).

Diese Polarisierung des Handelns zwischen zweckrational und nicht-zweckrational findet sich auch in einigen der folgenden Reziprozitätstheorien wieder. Besonders fruchtbar für die Beschäftigung mit Fürsorge erscheinen die Abhandlungen von Alvin W. Gouldner zur Norm der Reziprozität (1984c; zuerst 1960), Marshall D. Sahlins zu Verwandtschaftsbeziehungen (1999; zuerst 1965) und Pierre Bourdieu »Ökonomie des symbolischen Tauschs« (2015; zuerst 1994) zu sein, die über Mauss (und Simmel) hinausgingen, eine Kategorisierung wechselseitigen Handelns vornehmen und, mit Ausnahme von Bourdieu, dabei dann auch ausdrücklich von *Reziprozität* sprechen. Ich nehme diese Auswahl (behandelt in Kapitel 6) vor, weil die Autoren mich sehr zum Nachdenken über Reziprozität in Bezug auf Fürsorge anregten und inspirierten. In Kapitel 6.6 werden diese Theorien dann in einem Konzept zusammengeführt und auf Fürsorge übertragen. Von neueren Autor*innen sticht vor allem Frank Hillebrandt (2009) hervor, dessen praxistheoretischer Ansatz eine enorme Nähe zu den Deutungsmustern der Gruppendiskussionsteilnehmenden dieser Studie aufweist. Es soll somit eine reziprozitätstheoretische Erweiterung von Fürsorge entstehen, die letztlich ein Theorieangebot darstellt.

Im sozialwissenschaftlichen Care-Diskurs findet eine explizite Auseinandersetzung mit Reziprozität nur selten statt. Das hängt einerseits sicherlich damit zusammen, dass es sich dabei um ein Konzept handelt, das sich vor allem auf die Beschreibung von Beziehungen beschränkt und nur schwerlich auf gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge, wie Fürsorge im Wohlfahrtsstaat, übertragbar ist. Taucht in der entsprechenden Literatur einmal der Begriff der Reziprozität (oder Ableitungen davon) auf, so verbleibt sie zumeist bei der bloßen Benennung ohne reziprozitätstheoretische Bezugnahme⁴ (Aulenbacher und Dammayr 2014c; Barnes et al. 2015a; Brückner 2012b, 2015; Dörre et al. 2014; Gerhard und Klinger 2013; Jürgens 2010; Senghaas-Knobloch 2008; Waerness 2000). Reziprozität wird hierbei zumeist von Handel abgegrenzt und auf folgende Kurzformel begrenzt: »Reziprozität [ist] nicht dasselbe wie Tausch« (Berner 2005, S. 301). Ausführlicher werden Christel Eckart (Eckart 2000), die sich auf Nel Noddings (1993) bezieht, und Birgit Riegraf (2014a). Christa Schnabl beschreibt Reziprozität in Care ebenfalls in Abgrenzung zu gleichförmigem Tausch.

4 Dazu siehe Dziabel (2017) und Krüger (2018). Hervorheben möchte ich allerdings die Dissertation von Andrea Trenkwalder-Egger (2016), die Theorien zu Gabe und Reziprozität dezidiert mit Sozialer Arbeit zusammendenkt.

»Als tätige Interaktion zwischen Menschen ist Fürsorge prima facie ein *asymmetrisches Tun*. Fürsorge als Handlungsform ist einseitig; sie beruht nicht auf Gegenleistung, wenngleich gewisse Formen der Reziprozität (z.B. Dankbarkeit, Anerkennung) nicht von vornherein ausgeschlossen werden sollen. Häufig werden von denen, denen Fürsorgeakte zuteil werden, unmittelbar oder vermittelt (möglicherweise strukturell) reaktive Zeichen oder Handlungen gesetzt. Dennoch definiert sich Fürsorge in der Regel unabhängig von diesen Akten der Reziprozität bzw. Wechselseitigkeit in dem Sinn, dass sie nicht als deren Voraussetzung begriffen werden können. Darüber hinaus lässt dieses ›Entsprechen‹ von jemand, dem/der Fürsorge zuteil wird, nicht in Kategorien der Symmetrie, des Entsprechens mit dem Gleichen fassen.« (Schnabl 2005, S. 60; Herv. i. O.)

Schnabl definiert Fürsorge als asymmetrisches Tun, wobei die Reziprozität darin besteht, dass dem Tun Dankbarkeit oder Anerkennung entgegengebracht werden können. Damit schließt auch sie an den zuvor genannten Autor*innen an, die die Reziprozität als Gegensatz zum Tauschhandel verorten und mit wechselseitigen Handlungen beschreiben, ohne dabei jedoch auf dezidierte Reziprozitätstheorien zurück zu greifen. Anders tut dies Elisabeth Conradi.

»But while Mauss and Levi-Strauss advocate a reciprocal exchange of donations, I defend the idea of care as a nonreciprocal gift. In my view the experience of being cared for does not rest on the promise of something in return. The acceptance of care is not predicated on the promise to respond with other activities such as exchanging presents.« (Conradi 2015, S. 122)

Conradi kommt zurück auf Mauss und Levi-Strauss, die, wie oben beschrieben, davon ausgehen, dass eine Gabe zu einer Erwidern verpflichtet. Conradi hingegen meint, dass Care eine Gabe sei, die ohne eine Erwartung an eine Gegengabe *empfangen* wird. Sicherlich ist zu unterscheiden, welche Seite eine Erwartung an eine Erwidern hat: Die gebende oder die empfangende Seite. Die Daten dieser Studie geben in Widerspruch zu Conradi einen sehr deutlichen Hinweis, dass Fürsorge als etwas gesehen wird, das einer Norm zur Erwidern unterliegt – auf beiden Seiten. Aus diesem Grund erscheint es sinnvoll, eine reziprozitätstheoretische Erweiterung von Care vorzunehmen.

2.5 Care und Jugend

Beim Thema Jugend herrscht, wie auch in der Theorie zu Care, ein diffuses Bild vor, aber in anderer Form. Im Forschungsprojekt haben wir uns für die Untersuchung junger Erwachsener auf eine Altersspanne zwischen 17 und 25 Jahren festgelegt, was im Falle einer Gruppe nicht gelang, bei der die Spanne zwischen 16 bis

30 Jahren lag. Einerseits sollte ein Zeitraum vor der Geburt eines eigenen Kindes abgedeckt werden, da angenommen werden kann, dass mit der (schon anstehenden) Geburt einige Umwälzungen im Leben von Menschen stattfinden können (vgl. Kortendiek 2008, S. 438f.; Pöge 2019; Wetterer 2003, S. 306; kritisch zur These der Re-Traditionalisierung: Allmendinger und Haarbrücker 2013, S. 48f.), die großen Einfluss auf die Fürsorgedeutungen haben. Andererseits aber sollten die Teilnehmenden auch vom Alter her heterogen sein, um zusammen mit den anderen Heterogenitäten (siehe Kapitel 4) vielfältige Vorstellungen und Meinungen abbilden zu können. Dennoch stellt sich die Frage, was Jugend ist und was Jugendliche und junge Erwachsene ausmachen⁵.

Beginnt man mit der Suche nach Altersgrenzen, wie sie in quantitativen Studien immer vorgenommen werden (müssen), zeigt sich ein absolut uneinheitliches Bild. Die Bezeichnungen sind »Jugendliche« oder »junge Erwachsene« oder »junge Generation« und die zugehörigen Altersspannen divergieren stark in den diversen Studien wie AID:A, Shell-Jugendstudie, MetallRente-Studie, die Studien des Sinus-Institutes usw. (Albert et al. 2015, S. 33; Allmendinger 2009, S. 106f.; Allmendinger et al. 2016, S. 4; Bien et al. 2015; Calmbach et al. 2016; Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im Internet 2014, S. 17; Hurrelmann und Karch 2013, S. 29; SINUS-Institut 2016, S. 6; Wippermann und Calmbach. 2007, S. 13). Insofern erscheint die Festlegung der Altersspanne willkürlich.

In der Altersbegrenzung zur Kindheit wird sehr häufig und annähernd einheitlich die Obergrenze beim biologischen Start der Pubertät gezogen (vgl. Hurrelmann und Bauer 2015, S. 117). Dieser Start ist allerdings individuell unterschiedlich, weshalb er für Studien wieder willkürlich gesetzt werden muss. Die Begrenzung des Jugendalters zum Erwachsenenalter wird in manchen Fällen an juristischen Rahmungen festgemacht, wenn beispielsweise eine Grenze beim Alter von 18 Jahren eingezogen wird. Dort kann »Jugend« bei unter 18 Jahren enden und die Kategorie »junge Erwachsene« mit 18 Jahren beginnen, wie in der Studie AID:A II (Bien et al. 2015).

Die Diversität der Altersabgrenzungen ergibt sich unter anderem auch aus historischen Veränderungen in der (deutschen) Gesellschaft. Hurrelmann und Bauer schreiben, dass es die Kategorie »Jugend« bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch gar nicht gab, denn der Übergang von der Kindheit zum Erwachsenenalter erfolgte mit der Aufnahme eines Berufes bei ungefähr gleichzeitiger Gründung einer Familie (Hurrelmann und Bauer 2015, S. 119). Mit der Verlängerung der Phase der Bildung etablierte sich nach und nach eine Übergangsphase, die als »Jugend« bezeichnet und von den Autoren in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts ange-

5 Auf Grund der diffusen Sachlage verwende ich die Begriffe *Jugend* und *junge Erwachsene* hier synonym. Auch für die vorliegende Arbeit kann kaum eine sinnvolle Unterscheidung vorgenommen werden, denn die Diskussionsteilnehmenden waren zwischen 16 und 30 Jahren alt.

siedelt wird. Zum Ende des Jahrhunderts hatte sich die Phase so ausgeweitet und ausdifferenziert, dass sich eine weitere Phase einschob: das »Jungerwachsenalter« (Hurrelmann und Bauer 2015, S. 120). »Jugend« geht demnach von der Pubertät bis zum Alter von ca. 20 Jahren und es schließt sich die neue Phase an, die bis zum Alter von ca. 35 Jahren gehen kann. Die Zugehörigkeiten zu diesen Phasen leiten sich vor allem aus den *Entwicklungsaufgaben* ab, die Hurrelmann in diversen Publikationen bespricht und dessen Konzept in Deutschland sehr verbreitet ist. Das Konzept der Entwicklungsaufgaben geht davon aus, dass an die Menschen, die von Erwachsenen als jugendlich bezeichnet werden, Erwartungen an Verhalten und Entwicklungsschritte herangetragen werden, um als Erwachsene zu gelten. Dazu gehören ökonomische Unabhängigkeit, Familiengründung, (eigenständiger) Konsum und die Entwicklung einer eigenen Wertorientierung (vgl. Hurrelmann und Quenzel 2013, S. 39).

Für die Teilnehmenden dieser Studie lässt sich sagen, dass ein einheitliches Sample nach diesen Kategorien der Entwicklungsaufgaben nicht gefunden wurde, da manche Befragten noch zu Schule gingen, manche bereits einen Beruf erlernt hatten, manche verheiratet waren. Dennoch begriffen sich sicherlich alle als einer eigenen Definition von Jugend zugehörig. Ein Teilnehmer war zum Zeitpunkt der Erhebung bereits 30 Jahre alt und freiberuflich tätig, nimmt aber immer noch regelmäßig an Angeboten eines Jugendzentrums teil. Unter welchen Gesichtspunkten dieser Teilnehmer zur Kategorie *Jugend* oder *junge Erwachsene* oder *Erwachsene* zu zählen ist, ist unklar, da für eine Einordnung zu viele Informationen fehlen. Er zählte sich selbst dazu und das war für die Teilnahme ausreichend, zumal ich ohnehin erst während der Gruppendiskussion von seinem Alter erfuhr. Und genau hier scheint dann auch ein Problem beim Konzept der Entwicklungsaufgaben zu liegen: Es sind Erwartungen *an* die jungen Menschen und es wird (wohl berechtigterweise) angenommen, dass sich die jungen Menschen irgendwie an diesen Erwartungen orientieren. Wie sich die Jugendlichen aber selbst wahrnehmen, also ob sie sich als jugendlich oder als erwachsen oder als noch etwas Anderes empfinden, steht dabei nicht im Fokus.

Auch Albert Scherr kritisiert die Einteilung in Alterskategorien und Lebensphasen und meint, sie seien zusammen mit den Unterscheidungen nach Geschlecht, Schicht und anderen »grundlegenden gesellschaftlichen Ordnungsschemata zu rechnen, mit denen und in denen soziale Wirklichkeit hervorgebracht und reproduziert wird« (Scherr 2003, S. 62). Er kritisiert zudem auch den Einbezug von Menschen, die 20 Jahre und älter sind, in die Kategorie Jugend.

»Diese Setzung ist aber weder unter traditionellen soziologischen Gesichtspunkten (etwa: Jugend als Moratorium; Jugend als Phase der Qualifizierung vor der ersten Erwerbstätigkeit), noch unter entwicklungspsychologischen Aspekten einleuchtend. Plausibilität gewinnt eine solche Eingrenzung m.E. allein daraus, dass

sich eine Bezeichnung über 20-jähriger als Jugendliche inzwischen gesellschaftlich, insbesondere auch im politischen und juristischen Diskurs und damit auch in der einschlägigen Gesetzgebung, de facto durchgesetzt hat.« (Scherr 2003, S. 55)

Die Kritik ist nur allzu verständlich, wenn man bedenkt, wie groß die zeitlichen Unterschiede von Bildung, Ausbildung, Familiengründung etc. zwischen den verschiedenen Schulabgängen sein können. So kann man mit 16 Jahren einen Hauptschulabschluss erlangt und mit 19 Jahren die Ausbildung beendet haben, während andere im gleichen Alter erst ihr Abitur absolvieren und dann fünf Jahre und länger studieren. Was Lebensstil und Lebensführung angeht, können sich daraus, selbst innerhalb der Bildungsgruppen, große Unterschiede ergeben. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen der vorliegenden Studie werden nicht in voneinander getrennten Kategorien betrachtet. Sie sind alle einer großen Gruppe zuzurechnen, die teilweise deutlich (z.B. Jugendfeuerwehr, Jugendpastor, Jugendzentrum, Jugendwohnheim, Kirchenjugend) oder weniger deutlich (Studium, Ausbildung) in einem Jugendkontext stehen.

Wie die oben angeführte Aufzählung vor allem quantitativer Jugendstudien sichtbar macht, sind viele von ihnen außerwissenschaftlich finanziert und unterliegen damit nicht selten auch außerwissenschaftlichen jugend- und bildungspolitischen Interessen. Grundlagenforschungsorientierte Studien wie AID:A sind hier die Seltenheit (vgl. Krüger 2016, S. 327). Im Gegensatz dazu zählt Heinz-Hermann Krüger für das Jahr 2016 lediglich 27 Projekte in der Jugendforschung, die durch die DFG gefördert wurden und von ihm daher zur Grundlagenforschung gezählt werden und sich auf verschiedene wissenschaftliche Disziplinen verteilen (vgl. Krüger 2016, S. 327f.). Hartmut Griese konstatiert inhaltlich eine Konzentration, der deutschen Jugendforschung auf Probleme von, durch und mit Jugend (Griese 2014; Groenemeyer 2014; Scherr 2014), die sich vor allem durch den »Druck und die Erwartungen seitens der Öffentlichkeit und der Politik/Pädagogik« ergebe (Griese 2007, S. 156). Er plädiert dafür, Jugend nicht weiter als problematische Gruppe zu definieren, sondern Jugendprobleme als Folge eines gesellschaftlichen Ursprungs zu sehen (vgl. ebd., S. 157). In den Jugendproblemdiskurs reiht sich das Forschungsprojekt, dem die vorliegende Arbeit zugrunde liegt, deutlich nicht ein. Es geht dem Projekt nicht um die Erhebung eines Problems, welches durch Jugend entsteht oder an ihr festgemacht werden kann. Es geht schlicht um Deutungen von Menschen, die noch keine eigenen Kinder haben, um die sie sich kümmern müssen. Möglicherweise haben sie eine spezifische und interessante Sichtweise auf Fürsorge/Care.

Zugegeben spielt hier auch ein Stück weit ein Prognosewunsch eine Rolle, der in der jugendsoziologischen Literatur teilweise scharf kritisiert wird (vgl. Griese 2014, S. 26). Axel Groenemeyer meint, dass die Seismograph-Funktion von Jugend Rückschlüsse auf gesellschaftliche Umstände geben kann.

»Offenbar wird der Blick auf Jugend und insbesondere auf Jugendprobleme als Blick in die Zukunft umso wichtiger, je eher sich Gegenwartsdeutungen durchsetzen, die von einer Erschütterung moralischer Grundwerte oder der Sorge um den Zusammenhalt und die Zukunft der Gesellschaft ausgehen.« (Groenemeyer 2014, S. 72)

Angesichts der zahlreich konstatierten Care-Krise (siehe Kapitel 2.3) lässt sich diese Vermutung kaum bestreiten. Ob Jugend in Zukunft so fürsorglich sein wird, wie diese Studie ermitteln wird, bleibt abzuwarten. Wir müssen es mit Hartmut GRIESE halten:

»Jugendliches Verhalten lässt sich von daher immer erst im Nachhinein erklären und verstehend nachvollziehen. Prognosen über Jugend scheitern an der Ambivalenz und Kontingenz von Jugend.« (GRIESE 2014, S. 26)

Eine ›problemfreie‹ jugendsoziologische Fragestellung mit Bezug auf Care ist mir bisher unbekannt. Ich habe oben dargelegt, dass sich Care-Literatur hauptsächlich mit Care-Arbeit und weniger mit Care-Auffassungen beschäftigt, womit zumeist auch ein Fokus auf die Care-Gebenden und die Care-Empfangenen entsteht. Dabei wird immer eine Abhängigkeit von Care auf der einen Seite angenommen, weshalb hier der Schwerpunkt auf alte, kranke und behinderte Menschen sowie auf Kindern liegt. Auf der Seite der Gebenden rücken demnach Eltern und Pflegende in den Mittelpunkt. In beiden Fällen geraten diejenigen aus dem Blick, die als nicht besonders bedürftig oder als nicht besonders kümmernd gelten. Es wird erkennbar, dass Jugendliche hier herausfallen, gerade weil sie nicht stark genug in den Problemdiskurs Care involviert sind. Hier setzt die vorliegende Studie einen neuen Akzent. Hilfreich dafür ist eine breite Definition von Care, wie ich sie oben dargelegt habe, um Care und Jugend überhaupt zusammenbringen zu können. Fürsorge/Care ist dann nicht nur Pflege und Erziehung von Geschwistern, Eltern oder Fremden, die Jugendliche und junge Erwachsene selbstverständlich vornehmen. Fürsorge ist dann auch das Kümmeren um Freunde, ehrenamtliches Engagement⁶ und das Spenden.

Ein Forschungsstand, der Care und Jugend zusammenbringt, könnte nun genau diese Verknüpfung aufgreifen und darlegen. Erkennbar wurde bereits, was alles im Care-Diskurs verhandelt wird. Dies für Jugendliche darzulegen, würde eine umfassende Beschäftigung bedeuten, die nach dem eher wenig expliziten, aber oft implizit zu entdeckenden Thema Care sucht. Zahlreiche Fragen tauchen auf, wie zum Beispiel: Um wen kümmern sich Jugendliche? Wie kümmern sich Jugendliche? Wie engagieren sich Jugendliche ehrenamtlich? Wie wird sich um sie gekümmert?

6 Ehrenamtliches Engagement wird zwar teilweise auch unter Care verstanden, aber beispielsweise im WSI-Report Nr. 35, der sich ganz der unbezahlten Arbeit widmet, außen vor gelassen (vgl. Hobler et al. 2017, S. 3).

Wie ist die Ausstattung öffentlicher Mittel bei der Fürsorge für Jugendliche? Welchen Werten folgen sie, wenn sie sich um andere kümmern? Wie ist es um das Kümmern in peer groups bestellt? Unterscheidet sich dies vom Kümmern in der Familie? Wie unterscheidet sich Fürsorgehandeln in den Milieus oder in der Lebensführung?

Dies ist nur eine kurze Auflistung möglicher Fragen, die Eingang in dieses Kapitel finden könnten, jedoch bei ausreichend gewürdigter Bearbeitung mehrere Bücher füllen würde. Kapitel 4 wird die Heterogenität der Studienteilnehmenden und Gruppen in der Gesamtschau darlegen. Ein vorbereitender Vergleich der für diese Studie Diskutierenden mit der Fülle an bereits erhobenen Studien würde an dieser Stelle den Rahmen sprengen, erst Recht mit dem Vorhaben, dies mit Blick auf die thematische Breite auch des Care-Diskurses zu tun. Ich möchte stattdessen Forschende dafür interessieren, sich dezidierter mit der Verknüpfung aus Care und Jugend zu befassen und die Fürsorge von und für Jugend und junge Erwachsene stärker in den Fokus zu nehmen als es grundsätzlich bisher geschah und ich selbst hier leiste. Wo passend, wird in den folgenden Kapiteln, vor allem in Kapitel 4, Bezug auf vorliegende empirische Jugendstudien genommen. Zuvor aber wird in Kapitel 3 die Datenerhebung und -analyse dargelegt.